Zeitschrift: Tsantsa : Zeitschrift der Schweizerischen Ethnologischen Gesellschaft = revue de la Société suisse d'ethnologie = rivista della Società svizzera d'etnologia

Herausgeber: Schweizerische Ethnologische Gesellschaft

Band: 14 (2009)

Artikel: Vom Sprechen des Unaussprechlichen

Autor: Kamm, Martina

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1007321

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

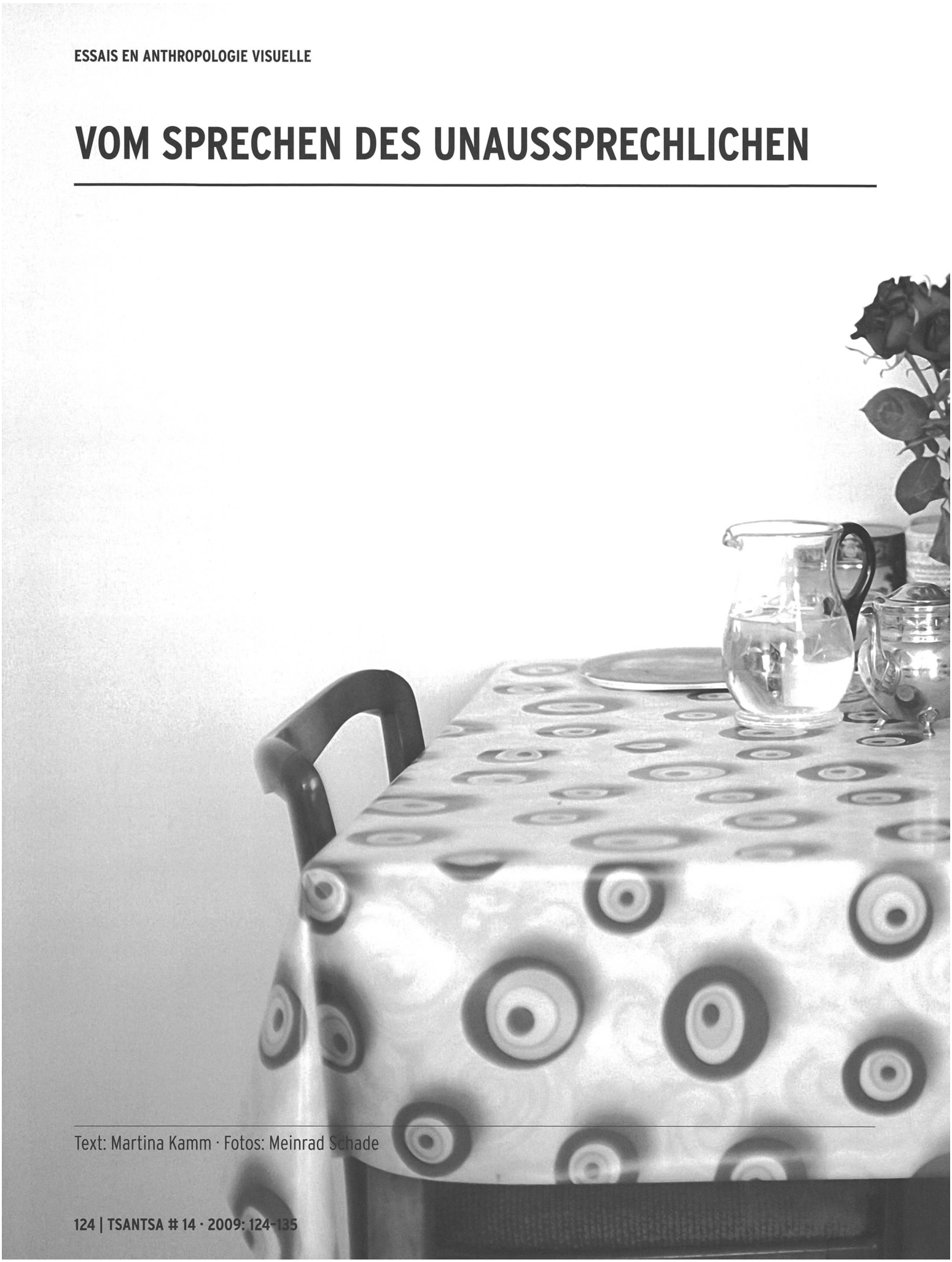
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

VOM SPRECHEN DES UNAUSSPRECHLICHEN



Text: Martina Kamm · Fotos: Meinrad Schade

Wir begegnen ihnen auf der Strasse, an der Bushaltestelle oder beim Einkaufen. Sie sind unsere Nachbarn, wohnen im selben Quartier und gehen mit unseren Kindern auf denselben Spielplatz. Äusserlich unterscheidet sie kaum etwas von anderen Migranten und Migrantinnen, die ebenfalls in der Schweiz leben. Bei näherem Hinsehen jedoch verbergen sich hinter der Fassade Abgründe, welche diejenigen, von denen hier die Rede ist, in zweifacher Hinsicht zu Aussenseitern der Gesellschaft machen. Zum Einen entzieht sich das, was sie erlebt haben, weitestgehend der menschlichen Vorstellungskraft. Zum Anderen sind die Traumatisierungen, welche diese Menschen erlitten haben, fernab von der Schweiz geschehen. Beides macht es für die Betroffenen äusserst schwierig, über das Vorgefallene zu sprechen oder Gehör dafür zu finden. Die Rede ist von Menschen, welche in ihrer Heimat Opfer von Krieg und Folter geworden sind und die heute in der Schweiz leben. Ihre Erfahrungen, so unterschiedlich sie in ihrer Schrecklichkeit auch sein mögen, verbinden sie wie ein unsichtbares Band miteinander. Durch ihre traumatischen Erlebnisse sind sie zu Fremden geworden in der Welt, zu Fremden in ihrem eigenen Leben. Es ist eine Fremdheit, welche das Fremdsein des Flüchtlingsdaseins übersteigt und die dramatisch verstärkt wird, sobald sie mit einer unsicheren Aufenthaltssituation einhergeht.

Ihnen eine Stimme und ein Gesicht zu verleihen, das war das Ziel des Ausstellungsprojekts «Mit der schwierigen Erinnerung in der sicheren Fremde», welches wir vom 2. Dezember 2008 bis zum 12. Januar 2009 im Kornhausforum Bern gezeigt haben. Im Zentrum standen 16 Flüchtlinge und Asylsuchende, die alle Patienten und Patientinnen der beiden Ambulatorien für Folter- und Kriegsopfer afk in Bern und Zürich waren. Sie stammten aus Ländern, die man zumeist als Kriegsschauplätze aus den Medien kennt: Tschetschenien, Irak, Pakistan, Türkei, Somalia, Kosovo, Bosnien, Eritrea oder Sudan. Viele von ihnen waren Frauen, einige Jugendliche, und ein Grossteil lebt heute mit der Familie in der Schweiz. Sie alle haben den Mut aufgebracht und ihre Geschichten publik gemacht. Sie haben sich uns im Verlauf einer dreijährigen Zusammenarbeit immer wieder anvertraut und gesprochen, wovon kaum zu sprechen ist. Wie wertvoll der Schritt an die Öffentlichkeit für sie selbst letztlich war, zeigte sich anlässlich der Vernissage: die Mehrheit der Porträtierten kam zur Ausstellungseröffnung und war stolz darauf, dass ihre Geschichte nun publik und sie selbst ein klein wenig berühmt geworden waren. Dass sie sich porträtieren liessen, hatte mit ihrem Wunsch zu tun, nicht in der Sprach- und Namenlosigkeit zu verharren. Sie legten Zeugnis ab von ihrem Leben und davon, dass sie nicht untergegangen, sondern zurückgekehrt sind «aus dem Höllenkreis unter die Lebenden» (Thomas Maier, Leiter des afk in Zürich).

Gesamtgesellschaftlich betrachtet zeigte sich im Ausstellungsprojekt ein ganz spezifischer Aspekt der Globalisierung und weltweiten Vernetzung: Ereignisse, die weit weg von uns geschehen, können in einer transnational vernetzten Welt ihre Wirkung sehr wohl bei uns entfalten. Wir können auch in der Schweiz die Augen nicht vor Lebenswirklichkeiten verschliessen, die anderswo ihren Anfang genommen haben; vielmehr müssen wir akzeptieren, dass Geschichten wie die der Porträtierten zur Vielfalt unserer Lebenswelten gehören, die unsere Gesellschaft hier und jetzt prägen. Die Frage, die sich in Zukunft stellt, ist, wie die Schweiz mit den Herausforderungen umgehen kann, die solche und ähnliche Schicksale an uns stellen. Machen wir die «Fremden» noch mehr zu «Fremden» oder finden sie einen Platz in unserer Mitte?

RASTLOS

Seit Jahren findet Frau D. kaum Ruhe. Die 30-jährige Tschetschenin ist Mutter von drei Töchtern im Alter zwischen sechs und zwölf Jahren. Mit ihnen zusammen floh sie im Jahr 2004 vor den kriegerischen Auseinandersetzungen in Tschetschenien und gelangte im Januar 2006 in die Schweiz. Dazwischen lag ein kräfteraubender Asylparcours quer durch Europa, der von Frau D. als ein reines Lotteriespiel bezeichnet wurde. Es bestand aus Etappen einer Flucht, die in Tschetschenien begann und durch Polen, Deutschland, Norwegen und wiederum Polen führte, bis es schliesslich in der Schweiz endete. Zwei Jahre lang dauerte die Irrfahrt, deren Ziel, so die junge Frau, einzig darin bestand, «Ruhe und Sicherheit zu finden, für mich und meine Kinder». Obwohl ihr die Schweiz heute Zuflucht bietet vor den nächtlichen Übergriffen maskierter Männer, vor denen sie sich vor ihrer Flucht aus Tschetschenien so sehr gefürchtet hatte – Ruhe findet sie hier (noch) nicht. Die vorläufige Aufnahme, die Frau D. und ihren Kindern in der Schweiz gewährt wurde, blockiert aufgrund ihres provisorischen Charakters jeden Gedanken an eine stabile Zukunft. Sie verstärkt die innere Rastlosigkeit, die sie bis in den Schlaf hinein verfolgt.

Begonnen hatte alles mit den beiden russisch-tschetschenischen Kriegen, die das Leben der jungen Tschetschenin in Grosny schwer erschütterten. «Seit 1996», so Frau D. im Gespräch, «habe ich nicht mehr gelebt wie ein Mensch. Wir

waren immer in Gefahr oder lebten im Versteck.» Flugzeuge kamen, die warfen Bomben ab, Panzer kamen, deren Besatzung auf alles schoss: «Sie sehen Leichen, Sie sehen, wie vor Ihren Augen Nachbarn getötet werden, darunter auch Kinder. Und dann müssen Sie in den Keller laufen, um Ihr eigenes Leben zu retten, da gibt es kein Wasser, kein normales Essen. Und das Einzige, woran Sie denken, das sind die Kinder. An etwas anderes denken Sie nicht.» Der Mann von Frau D. kämpfte im tschetschenischen Widerstand. Er wurde inhaftiert und kam durch eine Lösegeldzahlung wieder frei, bis er im Jahr 2002 von den russischen Besatzern getötet wurde. Als Frau eines Widerstandskämpfers wurde sie nach dem Tod ihres Mannes festgenommen und selbst inhaftiert. Auf die Frage, was nach ihrer Festnahme geschehen sei, antwortet sie: «Darüber will und kann ich nicht sprechen!»

Schliesslich verhalfen Freunde und Nachbarn der Tschetschenin und ihren Töchtern zur Flucht. Eindrücklich schildert sie, wie sie nach den traurigen Stationen – vorwiegend Durchgangszentren und Ausschaffungsgefängnisse in Norwegen und Polen – in einem grossen Laster in die Schweiz gelangte: «Der Camion, das war ein Möbeltransporter. Und zwischen den Möbeln, da waren dreissig oder wahrscheinlich mehr als dreissig Personen. Damit die Kinder an den Kontrollposten oder auf Raststätten nicht schrien oder weinten, haben die Schlepper ihnen Schlafmittel gegeben. Meine Kinder waren diese Reisen schon gewöhnt. Sie wussten, was los ist, und ich habe nichts gegeben. Aber die anderen kleinen Kinder, besonders die Säuglinge, die musste man so behandeln.» Nach ihrer Ankunft stellte Frau D. in der Schweiz erneut ein Asylgesuch, das zunächst mit der Begründung abgelehnt wurde, Polen sei das Land ihres Erstgesuchs und daher zuständig für ihr Asylbegehren. Darüber verlor sie beinahe den Verstand: «Daran bin ich ganz kaputt gegangen, ich bin verrückt geworden. Mir war alles gleichgültig, und ich habe begonnen, Tabletten zu schlucken. Ich wollte mich einfach fertig machen, damit wenigstens meine Kinder hier in der Schweiz bleiben könnten. [...] Ich trug immer ein Messer in der Tasche.» Die junge Mutter kam ins Krankenhaus, und das afk Bern lancierte in Zusammenarbeit mit dem Internationalen Sozialdienst eine Gefährdungsmeldung. Schliesslich wurden sie und ihre Kinder nicht nach Polen zurückgeschickt, sondern erhielten eine F-Bewilligung und konnten vorläufig in der Schweiz bleiben. Damit begann erneut eine Zeit des Wartens, die bis heute andauert.

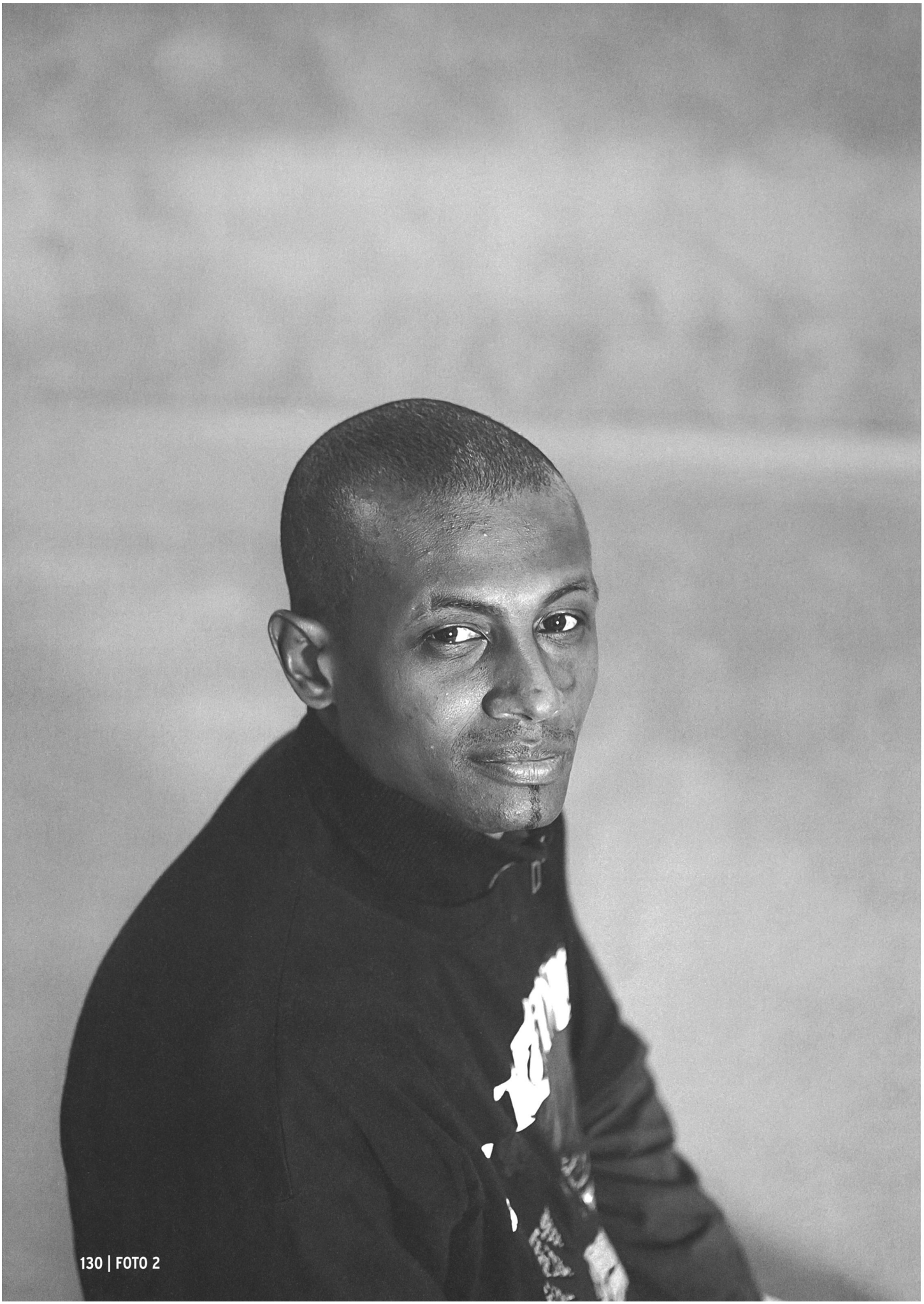
Frau D., die vor Ausbruch des ersten tschetschenischen Krieges eine Lehrerausbildung an der philologischen Fakultät in Grosny begonnen hatte, würde auch heute gerne wieder unterrichten. Sie liebt Kinder und möchte ihnen möglichst viel beibringen. Am liebsten wären ihr Kinder im Grundschulalter zwischen der 1. und 3. Primarklasse. Ein klein wenig ist sie ihrem Wunsch bereits nähergekommen: Heute betreut sie in Bern regelmässig die Kinder von Frauen, die in dieser Zeit dann einen Deutschkurs besuchen. Sie selbst würde ihr Deutsch gerne weiter vertiefen, wenn sie die Möglichkeit dazu hätte. Das würde ihr später das Unterrichten erleichtern. Und wenn, so die Tschetschenin, es damit nicht klappen sollte, so bliebe ihr immer noch das Nähen, das ihr ebenfalls Freude mache und mit dem sie in die Fussstapfen ihrer Mutter treten würde, die sie sehr geliebt hat und die viel zu früh verstarb.

VOR DEM NICHTS

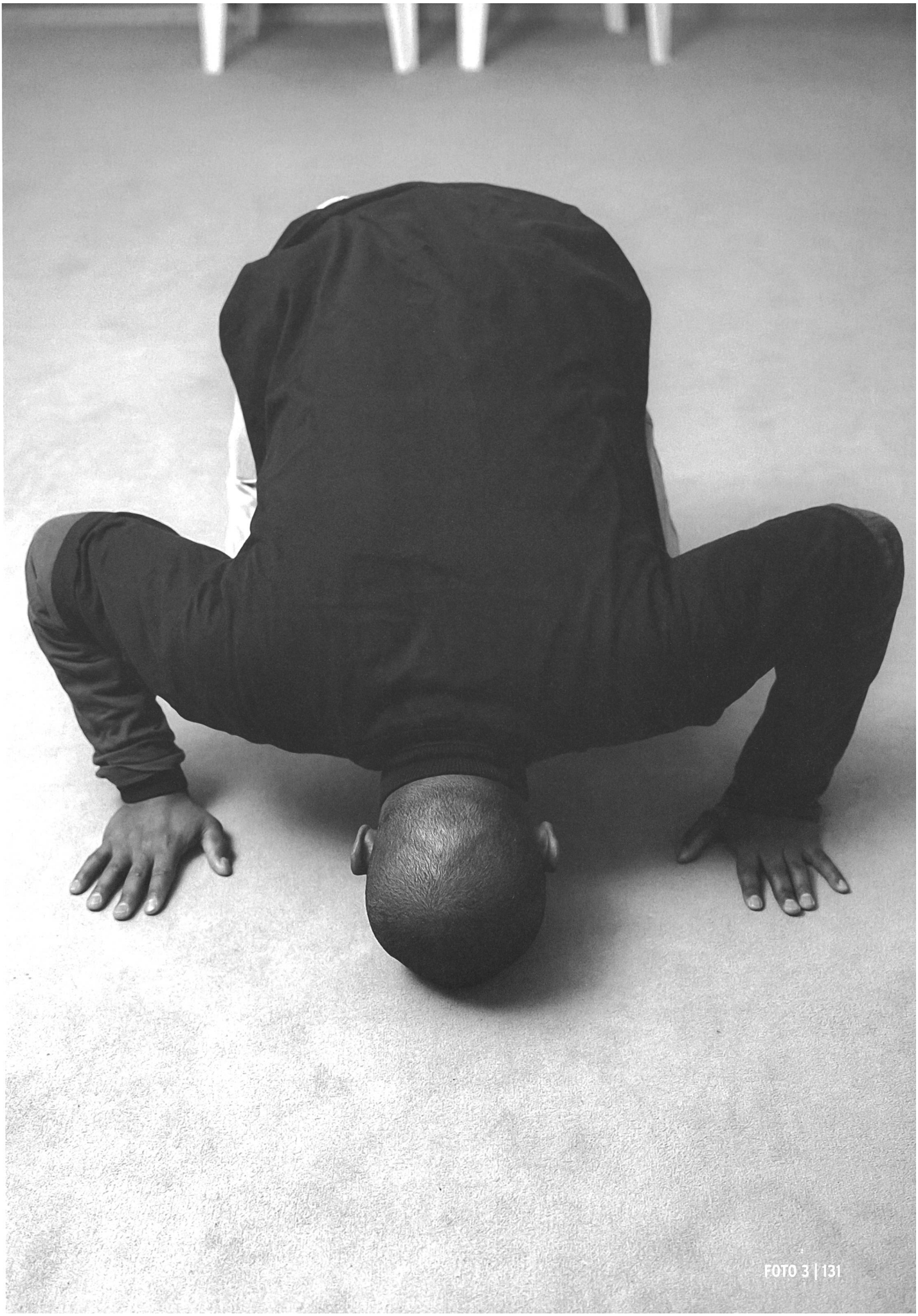
A. war erst 21 Jahre alt, als er bei einem Luftangriff auf sein Heimatdorf in Darfur alles verlor, was ihm bis dahin lieb und teuer gewesen war: Seine Eltern, seine Geschwister und sein Zuhause. Der Sudanese entging dem Angriff der Kampftruppen nur, weil er sich durch Zufall nicht dort befand, wo die Bomben fielen. Als er aus der nahe gelegenen Provinzstadt in sein Dorf zurückkehren wollte, existierte es nicht mehr. Der junge Mann stand fassungslos vor dem Nichts. Ein kleines Stück Papier, ein Schulausweis, war das Einzige, was er aus den Trümmern retten und auf seine Flucht in die Schweiz mitnehmen konnte.

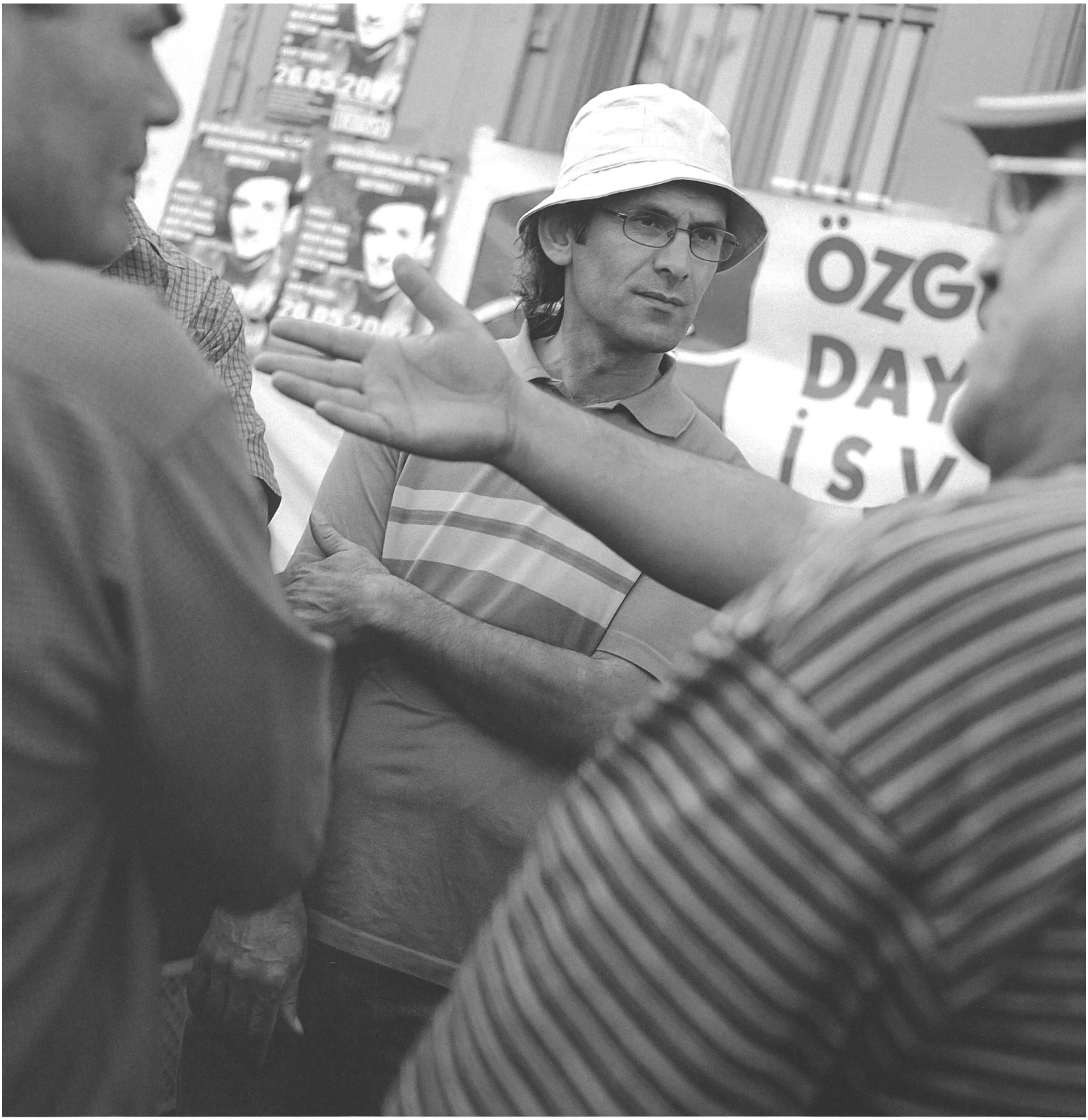
Nach einer Reise quer durch fremde Länder verschlug ihn das Schicksal an die Schweizer Grenze. Dort angekommen, befahlen ihm die Fluchthelfer, von jetzt an für sich selbst zu sorgen: «Ich hatte Hunger und war auf der Strasse. Da hat mich ein Betrunkener eingeladen, bei ihm zu übernachten, auf der Strasse. Dieser alte Mann hat mir geholfen. Am nächsten Morgen habe ich zwei Frauen getroffen, die haben mir ein Stück Kuchen und einen Tee gebracht und mir fünf Franken gegeben. Beide Frauen redeten Arabisch und arbeiteten in einem Einkaufszentrum.» Mit ihrer Hilfe gelangte A. zunächst an die Empfangsstelle für Asylsuchende in Vallorbe im Kanton Waadt, bevor er anschliessend dem Kanton St.Gallen zugeteilt wurde. Heute lebt er in einer kleinen Einzimmerwohnung in der Nähe des Bahnhofs St.Gallen und besitzt eine Bewilligung als anerkannter Flüchtling.

Als wir den jungen Sudanesen im Sommer 2007 besuchen, macht er einen resignierten Eindruck. Das Leben, so sagt er, habe für ihn keinen Geschmack mehr: «Es ist egal, ob ich lebe oder nicht. [...] Ob ich esse oder trinke, ob ich zur Schule gehe oder nicht, alles ist egal. Es schmeckt nicht, das Leben.» Er lebt zurückgezogen und verlässt seine Wohnung



130 | FOTO 2




ÖZG
DAY
İSV

kaum, es sei denn, er geht in die Moschee, zum Einkaufen oder zum Deutschkurs. Wenn es ihm besonders schlecht geht, sitzt er einfach auf dem Sofa. Kontakte mit der Aussenwelt meidet er und bezeichnet sich als Einzelgänger. Selbst seinen Freund, den Einzigen, den er hat und der auch aus dem Sudan stammt, erträgt er oft nicht in seiner Nähe: «Manchmal sage ich zu ihm: ‹Lass mich in Ruhe, lass mich allein!› [...] Ich ertrage dann niemanden, auch mich selbst nicht.» In solchen Augenblicken kann er kaum atmen.

Der Glaube ist das, was ihm immer wieder Hoffnung gibt: «Es gibt nur einen Gott», so der gläubige Muslim. «Der bestimmt unser Leben und unser Schicksal. Ich glaube an Gott, und ich glaube an den Koran. Wie ich lebe, das hängt mit meiner Religion zusammen.» Täglich verrichtet A. zu Hause sein Gebet, liest im Koran und geht jeden Freitag in die nahe gelegene Moschee. Stolz erzählt er von seinem Vater, der im Dorf der Sheikh, der religiöse Lehrer gewesen war, bevor er beim Luftangriff ums Leben kam. Früher, so sagt er, seien die Koranverse auf eine Holztafel geschrieben worden, und zwar mit einem Holzspan, der an der Spitze mit Kohle eingeschwärzt worden war. Diese Tafel wurde im Schulunterricht verwendet, und so erwarben die Kinder nicht nur die Grundkenntnisse des Islam, sondern lernten auch das klassische Hocharabisch des Korans.

Gerne würde A. hier in der Schweiz weiter zur Schule gehen und eine Ausbildung machen, am liebsten zum Pflegeassistenten. Auch arbeiten möchte er, da er es als unwürdig empfindet, von der Sozialhilfe abhängig zu sein. Für beides muss er jedoch gut genug Deutsch können, weshalb er im Moment einen Deutschkurs besucht. Weil er isoliert lebt, bieten sich ihm kaum Gelegenheiten, seine Deutschkenntnisse zu praktizieren. Zu tief sitzt das Misstrauen, das er der einheimischen Bevölkerung, insbesondere den Polizisten, noch entgegenbringt. Diese, so A., behandeln Schwarzafrikaner oft würdelos: «Es gibt hier Leute, die haben einen Hund, den behandeln sie recht liebevoll. Sanfter als einen Afrikaner.» Was der junge Mann aus dem Sudan besonders erniedrigend findet, sind die regelmässigen und intimen Körperkontrollen durch die Polizei. Immer wieder wurde er nach Drogen durchsucht, während er am Bahnhof sass und dem Menschentreiben zusah, um auf andere Gedanken zu kommen. Wiederholt verfolgten ihn Leute bis nach Hause. «Weisse», wie er sagt, die dachten, er würde ihnen Drogen verkaufen, nur weil er eine schwarze Hautfarbe besass. Er bekam es mit der Angst zu tun, wurde misstrauisch und verliess kaum noch seine Wohnung.

Heute, ein Jahr später, geht A. täglich zum Krafttraining. Dort wappnet er sich für die Aussenwelt und gewinnt an seelischem Gleichgewicht, wie er sagt. Er treibt Sport, und zwar so viel, dass er abends müde ins Bett fällt. Auf diese Weise erspart er sich die Medikamente, die er sonst gegen wiederkehrende Schlaflosigkeit und Albträume nehmen müsste. Daneben besucht er täglich seinen Deutschkurs und sucht intensiv eine Arbeit. Was die Zukunft anbelangt, so vertraut er auf die Fügung des Schicksals.

AUTOR / IN

Martina Kamm ist Soziologin und Germanistin. Sie forscht am Schweizerischen Forum für Migrations- und Bevölkerungsstudien SFM an der Universität Neuenburg. Ihr Interesse gilt der Frage, mit welchen Mitteln Migration und ihre Auswirkungen einem Publikum nahegebracht werden können.

Schweizerisches Forum für Migrations- und Bevölkerungsstudien, Universität Neuchâtel, Rue St-Honoré 2, 2000 Neuchâtel
martina.kamm@unine.ch

Meinrad Schade ist freischaffender Porträt- und Reportagefotograf und beschäftigt sich seit zehn Jahren mit Themen der Migration.

Mutschellenstrasse 33, 8002 Zürich
www.meinradschade.ch, meinrad.schade@gmx.ch